

An illustration of a woman with dark hair, wearing a green dress with a white floral pattern. She is looking over her shoulder towards the viewer. The background is a solid light blue color.A branch of an olive tree with several green olives and leaves, positioned in the upper right corner of the cover.

*Margarita  
Liberaki*

# DREI SOMMER

*Roman*



ARCHE

A cluster of purple lavender flowers with green stems, located in the bottom right corner of the cover.

**Margarita Liberaki**

# **Drei Sommer**

Roman

*Aus dem Griechischen von Michaela Prinzing*



Für meine Schwester



## Erster Sommer

I

### Die polnische Großmama

In jenem Sommer kauften wir große Stroh Hüte, der von Maria hatte eine Kirschenbordüre, der von Infanta blaue Vergissmeinnicht und meiner feuerrote Mohnblumen. Wenn wir auf der Heuwiese lagen, verschmolzen wir mit dem Himmel und den Feldblumen. »Wo habt ihr euch wieder versteckt?«, rief Mutter, und wir gaben keinen Laut von uns. Dann tauschten wir flüsternd unsere Geheimnisse aus. In früheren Sommern hatten Maria und Infanta vor mir, der Jüngsten, vieles geheim gehalten. Dieses Jahr war alles anders. Infanta legte sich ein Stück entfernt hin und sagte nichts, während Maria und ich uns unterhielten. Sie redete und redete, wälzte sich auf dem Heu hin und her, ihre Wangen röteten sich, ein eigenartiger Glanz stieg in ihre

Augen. Wenn ich abgelenkt war und in die untergehende Sonne schaute oder ein Insekt beobachtete, das in sein Nest zurückkehrte, wurde Maria böse. »Ach so, meine Geschichten interessieren dich wohl nicht?«, rief sie. »Und dabei gebe ich mir alle Mühe, dir die Augen zu öffnen. Du kannst von mir aus gern weiter daran glauben, dass der Storch die Kinder bringt!«

Ich wollte ihr schon entgegenhalten, dass ich – pff, längst schon! – wusste, dass die Kinder nicht vom Storch gebracht werden, aber ihr Lachen hielt mich davon ab. Es war ein lautes, heftiges Lachen, das über die Wiese bis zum Berg gegenüber schallte, als Echo zurückkehrte und selbst die reifen Körner in den Ähren erbeben ließ. In solchen Augenblicken ärgerte ich mich über Marias Lachen. Darin schien mir eine Frivolität zu liegen, die den Dingen ihr Geheimnis und ihren Reiz nahm. Plötzlich musste ich an das letzte Kirchweihfest der Prophet-Elias-Kirche denken, wo ich bei der Kirmes einen toten Säugling gesehen hatte, der, in Chloroform präpariert, in einem Glas schwamm. Ganz so, wie er vor der Geburt im Mutterleib ausgesehen haben musste.

Mittags hielt ich keine Siesta, das hatte ich mir von klein auf abgewöhnt. Die Verweigerung des Mittagsschlafs hielt ich für eine revolutionäre Tat, die Willenskraft und einen unabhängigen Geist bewies. Stattdessen kletterte ich den Nussbaum hoch und flocht Blumenkränze und Armbänder aus Pferdehaar. Dann legte ich alles an und versuchte, mein Abbild im Wasser der Zisterne zu erkennen. Aber es

gelang mir nie, da die Sonne zu hoch stand, die Wasseroberfläche wie flüssiges Gold glitzerte und meine Augen blendete.

Auch für meine Schwestern fertigte ich Schmuckstücke an. Doch kaum trugen sie sie, war ich enttäuscht. Nicht weil sie ihnen besser standen als mir, sondern weil sie sie nicht genug liebten und wertschätzten. Sie schienen damit zu rechnen, dass die Blumen schnell verwelkten – was diese dann auch taten. Ihr Blick schien zu sagen, dass die Armbänder ja nur aus Pferdehaar waren – und das stimmte, noch dazu bestanden sie aus den Schwanzhaaren, mit denen die Pferde Fliegen von ihrer Kruppe scheuchten.

Wurden meine Wimpern schwer vom Sonnenlicht und meine Glieder so müde, als hätte ich süßen Wein getrunken, trat ich in den würzig duftenden Heuschober, wo ich schattige Stille vorfand. Personen und Reisen füllten in Gedanken dort meine Einsamkeit, farbige, im Wind flatternde Bänder, orangefarbene Meere, Gulliver im Land der Houyhnhnms, Odysseus auf den Inseln der Kalypso oder Kirke. Kirke war eine böse Frau, die Männer in Schweine verwandelte. Beeindruckend, dass sie so etwas konnte. Würde ich, später irgendwann, auch stark sein? Um andere Dinge zu tun, meine ich, und nicht, um Männer in Schweine zu verwandeln. Ich kuschelte mich tiefer ins Heu, mein Kopf sank langsam nach unten. Und für ein paar Minuten nickte ich ein, was ich aber nie eingestanden hätte. Es war ein süßer Schlaf, beim Erwachen kehrte ich zurück wie aus einer anderen Welt. Die Wiese strahlte, die

reifen Weinbeeren hingen von der Rebe, meine Hand langte nach ihnen, und mein Mund wollte sie kosten. Von allen möglichen Welten, so sagte ich mir, war die Erde gewiss die schönste.

Unser Haus lag eine halbe Stunde von Kifissia entfernt, ein wenig abgeschieden mitten auf einer Wiese und zwischen Gemüsegärten. Bis zum nächsten Haus, wo Doktor Parigoris lebte, brauchte man gute zehn Minuten. »Da büßt du mit vollen Einkaufstaschen alle deine Sünden ab«, meinte unsere alte Haushälterin Rodia. Großpapa hatte es ganz nach seinen Vorstellungen gebaut, mit quadratischen, geräumigen, hohen Zimmern, zwei Veranden, auf denen wir Mais und Früchte trockneten, einer gesonderten Gärtnerwohnung, und ein Stück entfernt lagen der Stall und die Hühnersteigen. Ganz besondere Aufmerksamkeit hatte er dem Garten gewidmet – nicht nur weil er studierter Landwirt war, sondern weil er Bäume liebte. Er pflanzte sie eigenhändig, zog sie auf wie Kinder, erinnerte sich an ihre Krankheiten, an den Frost und die ruppigen Winde, die ihre Wipfel niederdrückten, er wusste von jedem, wann er veredelt wurde und wann er zum ersten Mal Früchte trug. »Die Bäume«, sagte er, »symbolisieren die ganze Schöpfung. Ihre tief in die Erde reichenden Wurzeln zeigen, wie alle Wesen miteinander und auch mit Gott verbunden sind.« Im Frühjahr legte er sich unter einen Apfelbaum, den wir »Opas Apfelbäumchen« nannten, und lauschte dem Summen der

Bienen, die in die Blüten schlüpfen, um die goldgelben Pollen zu sammeln.

Mir kam es so vor, als würde der arme Großpapa sich mit dem Hof trösten, da er seine Frau verloren hatte, als Mutter und Tante Tereza fünf und sieben Jahre alt waren. Nicht der Tod hatte sie ihm genommen, sondern ein Musiker, der auf einer Konzerttournee nach Athen gekommen war. Beim ersten Konzert verliebte sich Großmama in ihn, sie lernten sich näher kennen, und nach dem zweiten konnte sie nicht länger widerstehen und ging mit ihm fort. Sie waren beide Fremde und passten zueinander. Großmama, die grüne Augen hatte, stammte nicht von hier, sondern aus Polen.

Als mir Rodia zum ersten Mal davon erzählte, war ich sehr verwundert. Es war ein Winterabend, das weiß ich noch, und wir saßen in der Küche und brieten Kartoffeln. Dass eine Großmutter so etwas tat, wollte mir nicht in den Kopf.

»Dummerchen«, erwiderte sie, »damals war sie noch keine Oma, deine Mutter und Tante Tereza waren ganz klein.« Stimmt, damals war sie noch jung ... »Wir haben nie erfahren, wo sie hingegangen ist«, fuhr Rodia fort. »Wer weiß, ob sie überhaupt noch am Leben ist. Dein Großpapa wollte von da an nichts mehr von ihr wissen.«

In der Tat nahm niemand, weder Mutter noch Tante Tereza, je ihren Namen in den Mund. Nur wir Kinder dachten manchmal an sie, nachdem wir eine Fotografie von ihr in einem alten Pult entdeckt hatten. Mein Gott, wie

schön sie war! Wir nannten sie »polnische Großmama«, um sie von der Mutter unseres Vaters zu unterscheiden, einer ehrwürdigen, weißhaarigen Dame mit einem bitteren Lächeln, die ihren eigenen - wer weiß, welchen - unerfüllten Sehnsüchten nachtrauerte.

»Ich muss gestehen, ich bewundere sie«, meinte ich eines Nachmittags, als wir auf der Heuwiese lagen und von ihr sprachen.

»Ach?«, wunderte sich Infanta.

»Und warum?«, wollte Maria neugierig wissen.

»Na, sie traute sich etwas. Großpapa so einfach zu verlassen ...«

»Mutig ist, wer bleibt«, fiel mir Maria ins Wort. Infanta äußerte sich gar nicht dazu.

Maria hatte damals wohl recht, und ich war noch zu jung, um mitzureden. Später dachte ich mir, die polnische Großmama musste sich bei uns ihrer Heimat sehr fern gefühlt haben.

Den Winter über hatte es viel geregnet. Der feuchte Waldboden kam gar nicht zum Trocknen, das gefallene Laub verrottete, wurde zu Humus, aus dem neue Triebe sprossen. Die Abende waren windig, und die Vorhänge im Esszimmer raschelten, ohne dass irgendjemand sie berührt hätte.

»Wer ist da?«, fragte Großpapa.

»Niemand«, antworteten wir.

»Es hat doch geklopft.«

»Nein«, sagten wir mit einem Seufzen. »Du hast dich verhört, Großpapa.«

Wenn wir von der Schule kamen, war unser Haar klatschnass. Auf dem Nachhauseweg zogen wir unsere Kapuzen nicht über den Kopf, sondern streiften sie nach hinten und gingen barhäuptig. Maria schwankte beim Gehen, den Mund halb geöffnet, als wäre sie betrunken. Infanta ging schnurgerade, und wenn ein Tropfen an ihren Wimpern hängen blieb, wischte sie ihn fort wie eine Träne. Es war verwunderlich, warum sie sich gerade an einem Tropfen störte, obwohl ihr ganzes Gesicht nass war. Ich rannte singend nach Hause und breitete die Arme zwischen Himmel und Erde aus. Wenn ich draußen unterwegs war, freute ich mich, wenn es regnete. Aber wenn ich ihn in meinem Zimmer aufs Dach prasseln und über die Fensterscheiben rinnen hörte, überkam mich ein anderes Gefühl. Dann schloss ich mich ein, ließ mich matt aufs Bett fallen und weinte lange. Ob das Gefühl Traurigkeit war, kann ich nicht sagen.

»Katerina ist ein bisschen nervös«, bemerkte Tante Tereza zu Mutter. »Man muss auf sie aufpassen.«

»Aufpassen?«

»Ja, damit sie nicht so wird wie ...«

Sie meinten die polnische Großmama. Das merkte ich an ihrem Tonfall und an den Blicken, die sie wechselten. Ich war also nervös, aha! Von diesem Tag an bekam ich jedes Mal einen Schreikrampf, wenn ich gescholten wurde oder mit meinen Schwestern stritt. Am selben Nachmittag noch

holte ich ihre Fotografie, hielt sie an mein Gesicht und betrachtete mich dabei im Spiegel. Trotz aller Bemühungen konnte ich kaum Ähnlichkeiten feststellen. Ihre Augen waren grün, meine braun. Bei mir war ein Auge dunkler als das andere, das wirkte zwar eigentümlich, aber durchaus anziehend, und Rodia meinte, so etwas bringe Glück. Ihr Haar war schwarz, meines braun, ihr Teint war hell, meiner bernsteinfarben. Was uns verband, waren die Kontur des Halses, auf die ich besonders stolz war, und das ähnlich geschwungene Kinn. Die klare, stolze Linie von den Schultern den Hals empor bis zum Kinn, die das Gesicht besonders zur Geltung brachte, deutete künftige Schönheit an. Die Kontur meines Halses gefiel mir nicht nur, sondern sie schenkte mir Sicherheit und Selbstvertrauen. Manchmal, wenn ich allein war, schob ich den Ausschnitt meines Kleides nach unten und entblößte meine Schultern. Vor dem Schlafengehen tat ich dasselbe mit meinem Nachthemd und versank im Anblick meines Spiegelbilds, als gäbe es niemanden sonst auf der Welt als uns beide, mich und mein Abbild, an dem ich anscheinend Gefallen fand. Als ich eines Nachts eine Kerze anzündete, weil der Strom ausgefallen war, zuckte ich erschrocken zusammen: An der Wand gegenüber zeichnete sich mein Schatten ab und reichte - übernatürlich und riesenhaft - von meinem Bett bis hinauf zur Zimmerdecke.

Tante Tereza hatte recht behalten, es wurde ein Mohnblumenjahr. Durch die Regenfälle hatten sich die Samen unglaublich vermehrt, und die ganze Wiese war mit

Blüten übersät. Über das ganze Gut verstreut lagen außerhalb der bepflanzten Bereiche rote Blütenteppiche. Diese Farbtupfer kündigten baldige Veränderungen an. So geschah es laut Rodia, wenn man von etwas Rotem träumte. Wie schön, dass ich mich für einen Strohhut mit roten Mohnblumen entschieden hatte! So stand ich in harmonischem Einvernehmen mit der Welt. Auch Maria hatte mit den roten, saftigen und süßen Kirschen die richtige Wahl getroffen. Nur Infantas blaue Vergissmeinnicht tanzten aus der Reihe.

In der Erinnerung erscheinen mir all die vergangenen Jahre so kurz wie ein Tag, so kurz wie ein Augenblick. Im Frühling und Sommer deckten wir nachmittags den kleinen Verandatisch mit einem kirschroten Tischtuch. Kurz vor Sonnenuntergang, wenn es kühler wurde, drangen Geräusche aus Tante Terezas Zimmer, als würde sie ein Möbelstück verrücken. Danach hörte man ihren tastenden Schritt, als wäre ihr schwindelig, und man befürchtete, sie könnte jeden Moment stürzen. Mutter trat lautlos aus dem Haus und setzte sich auf ihren gewohnten Platz, den Blick nicht auf den Wald, sondern auf das alte Flugfeld von Tatoi gerichtet. Auch Großpapa ließ die Arbeit ruhen, wusch sich Hände und Gesicht und setzte sich, erfrischt nach den Anstrengungen des Tages, dazu. Ich höre noch das Rauschen aus dem Badezimmer, das sich mit dem Gluckern der Bewässerungsrinne vermischte. Die Luft war lau, Mavroukos starrte auf das fließende Wasser und bellte es

an, da er es für etwas Lebendiges hielt. Aus der Ferne drang die Stimme von Mutter Kapatós, die nach ihren Kindern rief: »Kostas, Koula, heee, Manolis!« Dann brachte Rodia ein großes Tablett mit einer Teekanne und Keksen. Alles war vollkommen und von Schwermut erfüllt.

Unterhalb der Veranda war ein Beet ganz für mich allein angelegt, das mir Großpapa zum Bepflanzen überlassen hatte. Dort säte ich allerlei Blumen aus, ohne mich um irgendein Muster, um drei- oder viereckige Rabatten oder geradlinige Reihen zu kümmern. Ich säte einfach zur passenden Zeit aus und versuchte dann zu vergessen, was ich pflanzen wollte, um mich überraschen zu lassen, was dann alles wie von selbst aus dem Boden schoss. Farben und Arten waren bunt gemischt, Gelb, Rot, Violett, Blau und Orange, hohe und niedrige Pflanzen dicht beieinander, die teilweise unter den Blättern versteckt blieben. Ob das nun sehr schön oder sehr hässlich war, konnte ich da noch nicht sagen. Mutter jedenfalls murrte, so etwas lasse auf den Charakter schließen, man müsse nur einen Blick auf mein Beet werfen und könne erkennen, wie unordentlich ich sei. Auch die anderen empfanden es als ein Durcheinander. Nur Großpapa äußerte eines Tages zu mir: »Du liebst die Natur, unterwirfst dich ihr aber nicht. Ich unterwerfe mich ihr, und sie erlaubt mir, ihr zu dienen. Aber wirklich nah komme ich ihr nicht.«

Bei der Laube lag Marias kleiner Gemüsegarten, der in winzige Quadrate für alle Sorten von Saisongemüse unterteilt war. Ihre Erbsen waren wirklich die köstlichsten

weit und breit. Abgesehen davon, dass sie nur zwei bis drei Okka pro Jahr erntete, die gerade mal für zwei Mahlzeiten reichten. Maria beharrte darauf, nur ein Gäbelchen davon zu kosten, um den anderen den Hochgenuss nicht vorzuenthalten.

Infanta hatte sich anstelle eines Beetes für zehn wilde Mandelbäume entschieden, die nicht viel Pflege benötigten. Sie brauchte sie nicht oft zu gießen, die Erde nicht umzugraben und ihre Früchte nicht zu ernten, da sie nicht essbar waren. Ihr Anblick stimmte einen im Frühling froh und im Winter traurig. Infantas Hand berührte immer wieder die Zweige - egal, ob sie nackt oder voller Blüten waren - und ruhte lange darauf. Infanta war damals noch ein Kind, aber sie hatte die Hände einer erwachsenen Frau.

Wenn es abends kühler wurde, harkte ich die Erde meines Beetes, Maria grub ihren Gemüsegarten um, Infanta betrachtete ihre Bäume, und die Erwachsenen versammelten sich auf der Veranda um die kirschrote Tischdecke. Kurz darauf erschien Herr Louzis zu seinem regelmäßigen Besuch. Tagtäglich und fast immer zur gleichen Uhrzeit hörten wir das Knarren der Gartenpforte und die Kieselsteine des Gartenpfads, die unter seinen schweren Schritten knirschten, als wollten sie zerbersten. Da hatte er schon die drei Pistazienbäume auf dem schmalen Feldweg passiert und ihre tief hängenden Zweige mit den jähen Bewegungen seiner Hände und seines Spazierstocks so heftig gestreift, dass ich mich genötigt sah zu überprüfen, ob er welche abgeknickt hatte. Aber

Herr Louzis hatte keinem einzigen Zweig Schaden zugefügt. Nur ein paar Blätter waren seiner Zerstretheit zum Opfer gefallen. Er hatte sie versehentlich abgerissen, während er seinen Spazierstock mechanisch von der einen Hand in die andere wechselte.

»Wer könnte das um diese Uhrzeit sein?«, fragte Tante Tereza jedes Mal. »Das kann nur ein Fremder sein, da gehe ich lieber rein. Ich habe keine Lust auf fremden Besuch.« Sie erhob sich, wie von Furien gehetzt, und schaffte es gerade noch, sich im Esszimmer zu verbergen, das auf die Veranda führte. Nur um zwei Minuten später mit den Worten aufzutauchen: »Ah, Sie sind es, Herr Louzis! Ich dachte, es wäre fremder Besuch.«

»Setzen Sie sich doch!«, sagte Mutter, den Blick auf das alte Flugfeld von Tatoi gerichtet. »Rodia, den Kaffee ...«

Herr Louzis trank Tee, wie er behauptete, nur im Falle einer schweren Erkältung.

»Mach ihm keinen Kaffee!«, wisperte ich Rodia in der Küche zu. »Wieso braten wir ihm eine Extrawurst? Er soll Tee trinken wie alle anderen auch.«

»Wieso denn?«, fragte Rodia.

»Wieso? Na ja, weil ...«

Kurz darauf wurde ihm sein Kaffee in einer großen Teetasse serviert. Herr Louzis schnupperte daran und zündete sich eine Zigarre an. Mal nahm er einen Schluck Kaffee, mal einen Zug von der Zigarre, und das Ganze zog sich eine ganze Stunde lang hin.

Er war zwar dick, aber stets gut gekleidet, im Frühjahr trug er hellgrauen, englischen Flanell, im Sommer weißes Leinen oder indische Seide.

»Was gibt's Neues?«, meinte Großpapa und rieb sich die Hände.

Herr Louzis kannte nicht nur die Athener Neuigkeiten, sondern er wusste weltweit Bescheid. Behände und zugegebenermaßen charmant sprang er von einem Thema zum nächsten, von der Hochzeit des Herrn Sowieso zur neuesten Erfindung aus Amerika, von der bildenden Kunst – stammte das besagte Gemälde wirklich von El Greco? – zur besten Methode für die Rosenveredelung. Er war weltgewandt und kenntnisreich. Für die Erwachsenen war er eine angenehme und geschätzte Gesellschaft. Und für Großpapa hatten seine Besuche noch größere Bedeutung. Dadurch konnte er alle Informationen von der Hochzeit des Herrn Sowieso und der Rosenveredelungsmethode bis hin zur letzten amerikanischen Erfindung zu einem allgemeinen Eindruck von der weiten Welt zusammenfügen und so dem Gedanken entgegenwirken, dass er abgeschnitten von ihr im Exil lebte. Von dieser quälenden Vorstellung befreit, konnte er genauso weiterleben wie bisher, nämlich tatsächlich weit weg von der Welt und ganz so, wie es ihm am besten gefiel. Herr Louzis schenkte ihm, ohne es selbst zu ahnen, das Gefühl, er dürfe mit Fug und Recht und ohne schlechtes Gewissen ein Leben nach seinem eigenen Gutdünken führen. Dafür war ihm Großpapa mehr als dankbar.

Ich hingegen hatte den Eindruck, dass er allem, dem er mit grobem Lachen und schweren Schritten seinen Stempel aufdrückte, die Bedeutung raubte. Selbst die große Erfindung schrumpfte für mich, durch seine persönliche Optik betrachtet, zu etwas Nichtssagendem. Und wenn Mutter über seine Witze lachte, hätte ich am liebsten das Gesicht in meinem verrückten Blumenbeet verborgen und losgeheult.

Damals hatten wir eine Gouvernante, die uns Französisch beibrachte und uns jeden Samstag badete. Zuerst stieg Maria in die Wanne, danach Infanta und zum Abschluss ich. Der Badetag war für Mademoiselle Sina am schlimmsten. Schon allein die Pflege von Marias langem Haar verursachte ihr Kreuzschmerzen. Auch über mich ärgerte sie sich, da ihr mein Hals immer schmutzig vorkam, als hätte ich ihn die ganze Woche lang nicht gewaschen. Die Wahrheit war, dass ich – obwohl ich nicht wasserscheu war – bei der allmorgendlichen Dusche den kalten Strahl lieber nur auf meinen Rücken prasseln ließ, da ich vor Kälte bibberte, wenn er meinen Hals berührte. Nur wenn ich kopfüber ins Meer sprang oder in der Zisterne untertauchte, störte es mich nicht, wenn auch der Hals nass wurde. Immer wenn ich als Letzte in die Wanne stieg, war die Luft im Badezimmer von Dampf und Seifenduft geschwängert. Der Heizkessel bollerte, die Holzscheite waren zu Glut zerfallen. Die große Hitze ließ mein Herz langsamer schlagen, ich verdrehte die Augen und fühlte

mich einer Ohnmacht nahe. Aber ich tat nichts dagegen, denn es gefiel mir. Es war, als redete ich im Halbschlaf in einer unbekanntem Sprache. Die verschwommenen Gedanken, die mir beim Baden kamen, waren mir so fremd, dass ich mich dafür schämte.

Der Samstag unterschied sich durch das Bad von allen anderen Tagen der Woche. Wir nahmen den Tee früher als sonst und ohne Brot und Marmelade, damit wir kein Magendrücken bekamen. Zum Abendessen saßen wir nicht mit am Tisch, sondern bekamen es ans Bett serviert. Wir schlüpfen ins frisch gemachte Bett, das Kopfkissen wurde feucht von unserem Haar, unsere Haut glänzte, und unser Geist war klar – die Gedanken, für die ich mich vorhin geschämt hatte, waren wie weggeblasen, als hätten sie niemals in meiner Vorstellung existiert – und Rodia brachte jeder ein Tablett mit Suppe und gekochtem Schafskopf. Stück für Stück nahmen wir ihn auseinander, saugten die Knochen aus und nutzten die Gelegenheit, uns wie wilde Kannibalen zu benehmen. Ich aß die Augen auf – weder Infanta noch Maria hatten Appetit darauf, ihnen taten die Schafe leid –, und Maria aß die Zungen.

An den Samstagen kam Mutter, im Gegensatz zu den anderen Tagen, zum Gute-Nacht-Sagen zu uns. Sie beugte sich über jedes Bett, umfasste unsere Gesichter mit ihren samtweichen Händen, blickte uns in die Augen und küsste uns auf beide Wangen. Ihre Haut war zart und weiß wie die Blumen in Herrn Louzis' Treibhaus, ihre Augen glänzten schwarz wie ihr Haar. Mutter war schön, sehr schön. Ich

bat sie um noch einen Kuss. Dann beugte sie sich entweder noch einmal zu mir herunter und nahm meinen Kopf in ihre Hände, oder sie tat, als hätte sie nichts gehört, und ging hinaus.

»Mama, hast du mich lieb?«

»Still jetzt, Katerina, schlaf ein.«

»Sesina, hast du mich lieb?«

»Bist du immer noch wach? Morgen gehst du eine halbe Stunde früher ins Bett.«

»Infanta, Maria, habt ihr mich lieb?«

»Was ist denn heute Abend mit dir los?«

Alle lachten.

Mademoiselle Sina, die wir auch Sesina riefen, las uns gern die Geschichten von Bécassine vor. Mir jedoch war Hector Malots Roman *Das Findelkind* lieber. Damals war ich der festen Überzeugung, dass Komik das Leben herabwürdigt und Tragik es verschönert. Bei der Lektüre von *Das Findelkind* liefen mir die Tränen über die Wangen, aber ich genoss sie zugleich. Je größer die Prüfungen und Schwierigkeiten wurden, die Remi zu überwinden hatte, desto besser fühlte ich mich dem Leben gewachsen.

Meine Zuneigung zu Mademoiselle Sina kam erst zum Vorschein, nachdem sie gegangen war. Als sie noch bei uns war, fühlte ich mich von ihr bevormundet und gemaßregelt. Dieser Eindruck war - im Nachhinein betrachtet - falsch, aber genau deshalb umso stärker.

Sie kam aus der Schweiz, hatte rosige, von feinen Äderchen durchzogene Wangen und sprach so oft von

Wilhelm Tell, dass ich heute noch unter dem Eindruck stehe, er sei der größte Held aller Zeiten. Darüber hinaus erzählte sie von der dicken Schweizer Milch, von den verschneiten Berggipfeln und von den Tartelettes aus der Bäckerei ihres Vaters. Ich stellte mir vor, wie ich mit dem Schlitten vom höchsten Gipfel heruntersauste und vor der Bäckerei ihres Vaters abbremste. Dann ließ ich den Schlitten einfach auf der Straße stehen – dort konnte man alles auf der Straße lassen, sogar Geld, keiner stahl es – und nahm mir ein Tartelette mit Aprikosen und eines mit Erdbeeren. Bei dieser Vorstellung lief mir das Wasser im Mund zusammen, und der Duft der heißen Süßigkeit stieg mir verführerisch in die Nase. »Dort gibt's jede Menge Walderdbeeren«, erzählte Mademoiselle Sina. »Schon auf einem kurzen Spaziergang sammelst du einen ganzen Korb voll. Ich darf sie aber nicht essen. Schon von einer einzigen bekomme ich Schüttelfrost und Fieber.«

Das stimmte wirklich. Irgendwann überredete ich sie, zwei von unseren Erdbeeren zu probieren, ob sie auch davon Schüttelfrost bekäme. Es dauerte keine halbe Stunde, und sie war einer Ohnmacht nahe.

Immer wieder trieben wir die Arme zur Weißglut und kicherten, wenn ihr das Blut in den Kopf schoss und sich die roten Äderchen violett verfärbten. Dabei durften wir nicht vergessen, dass sie uns mit ihrem gutmütigen Charakter die Angst wieder nahm, die uns Miss Gost, die frühere Gouvernante, eingejagt hatte. Miss Gost spielte mitten in der Nacht Geige und verhängte die Spiegel mit

weißen Tüchern. Sie machte lange Waldspaziergänge mit uns, wir mussten uns im Kreis hinsetzen, und sie erzählte, unsere Seele habe vor unserer Geburt in einem anderen Menschen oder Tier gewohnt und nach unserem Tod würde sie weiterwandern.

Den Gedanken, meine Seele könnte einfach davonfliegen wie ein Vogel, fand ich völlig verrückt. Und was war, wenn ich im nächsten Leben ein Pferd wurde und mich die Kutscher auf der Straße mit der Peitsche schlugen?

»Das Geigenspiel übe ich für mein nächstes Leben«, fügte sie mit fiebrigem Blick hinzu.

»Aber wie wollen Sie Geige spielen, wenn Sie als Ferkel oder Katze wiedergeboren werden, Miss Gost?«, fragte ich eines Tages mit einem lauten Auflachen, zerknüllte aber gleichzeitig vor lauter Nervosität das Taschentuch in meinen verschwitzten Händen.

»Unsinn«, zischte sie, leichenblass.

Miss Gost war immer aschfahl bis leichenblass und strich ihr schwarz glänzendes Haar streng hinters Ohr. Nur ihre Kleider leuchteten in allen Farben.

Damals durchlebte ich schreckliche Nächte. Ich konnte nicht einschlafen, und wenn es mir endlich gelang, hatte ich Albträume. Immer wieder sah ich eine Sandwelle auf mich zukommen, die über mir zusammenschlug und mich blind machte. Vergeblich versuchte ich, die Lider zu öffnen. Mein Geschrei weckte das ganze Haus auf. Selbst heute kann ich nicht sagen, ob diese blind machende Sandwelle

ein nächtlicher Albtraum war oder ob meine durch den Schlafmangel überspannte Fantasie mit mir durchging.

Also waren wir Sesina zu Dank verpflichtet, die uns im Wald nichts über die Seele erzählte, sondern uns herumtollen ließ, die unseren Schlaf mit harmlosen, heute vergessenen Märchenerzählungen aus der Schweiz besänftigte. Dass ihre Wangen rosig und nicht aschfahl waren, sprach für sie. Ihr Haar war hellbraun und zeigte zunächst nur ein paar graue Strähnen am Haaransatz, die sie sorgfältig zupfte, bis sie immer dichter wurden und einen schimmernden Kranz um ihren Kopf bildeten. Darüber war sie kreuzunglücklich, obwohl ich ihr versicherte, wie gut er ihr stand.

Der Sonntag war unser Tag mit Vater, und er war stets mit innigen und schwermütigen Gefühlen verbunden. Durch die Zeit, die wir mit ihm verbrachten, wurde uns erst bewusst, wie kurz sie bemessen war. Genau deshalb wollten wir zusammen Spaß haben und heckten etwas Verrücktes aus, dem wir uns voll und ganz hingaben. So machten wir einen Ausflug mit seinem Wagen, den wir nach einem Helden aus dem griechischen Unabhängigkeitskampf von 1821 »Karaiskakis« nannten, zu einem entlegenen Strand. Oder wir gingen in ein Theaterstück, das nicht für unser Alter geeignet war, oder in einen Kinofilm, in dem Pferde in gestrecktem Galopp über endlose Prärien rasten oder faszinierende Heldinnen die Hauptrolle spielten. In einem dieser Filme tötete Greta Garbo einen Offizier, der

nichtsahnend in seinem Sessel saß, und rief dann, als jemand an der Tür klopfte, mit der natürlichsten Stimme der Welt »Herein!« und tat – auf der Armlehne neben dem Toten sitzend – so, als würde sie ihn umarmen und mit ihm sprechen.

Gleich am Montagmorgen berichteten wir das Gesehene und Gehörte Marios, dem Nachbarssohn. Kaum war die Sonne aufgegangen, kam er angeblich zum Spielen, aber in Wirklichkeit wollte er hören, was wir erlebt hatten. Anfangs stellten wir uns dumm und diskutierten lang und breit, welches Spiel wir spielen wollten. Dann sagte er mit Blick zum Himmel:

»Was ist heute für ein Tag?«

»Montag, warum?«

»Da muss ich mein Curriculum vorbereiten.«

»Aha!«

Viel länger hielten wir nicht durch. Maria knickte als Erste ein.

»Das hättest du sehen sollen, Marios ...«

Wir setzten uns auf den Boden, und die Minuten wurden zu Stunden, zu Tagen, zu einem ganzen Leben.

In den letzten Tagen sind die Frösche ganz aus dem Häuschen. Diejenigen, die an der Leoforos Anixeos, gegenüber von Doktor Parigoris' Haus, im Schilf leben, machen den Anfang. Dort strömt der Bach von Kefalari herunter, um die Felder zu bewässern, und das Gurgeln, der Duft und die oszillierende Farbe des Wassers machen

sie ganz trunken. Die anderen Frösche erwidern das Quaken, dann sind wieder unsere am Zug, zunächst zögerlich und vereinzelt, mit der Zeit immer durchdringender, bis ihre Stimmen den ganzen Gemüsegarten erfüllen mit ihrem nächtlichen Lied. Ruhig und monoton ertönt ihr Ruf, dann wieder schrill und exaltiert. Das heisere Quaken eines alten Frosches verleiht dem Ganzen zum Glück auch eine komische Note.

Zu dieser Stunde zählen meine Schwestern und ich die Sterne, während sich der Mondschein auf unser Haar legt. Marias Blick wird plötzlich unruhig.

»Woran denkst du?«, frage ich.

Wir sind im Freien, liegen auf dem Rücken und haben die Arme hinter dem Kopf verschränkt.

»An einen Stierkampf.«

Ich muss laut auflachen.

»Ja!«, flüstert sie mir ins Ohr. »Stell dir nur mal vor ... Das rote Tuch, die vor Wut schäumenden Stiere, die Toreros, die ihnen den Degen zwischen die Schulterblätter rammen oder sehen müssen, wie ihnen selbst die Eingeweide aus dem Bauch quellen. Und die Frauen, die sich Luft zufächeln und, erregt vom Anblick des Kampfes, nur darauf warten, sich dem Sieger hinzugeben.«

Was redet Maria da für wirres Zeug. Ich werfe ihr einen Blick zu. Nun, sie ist schon zwanzig, aber trotzdem ...

»Was für ein Unfug!«, meint Infanta und erhebt sich, um Tante Tereza Gesellschaft zu leisten. Die beiden sind

unzertrennlich, widmen sich komplizierten Stickmustern und studieren dicke Bücher.

»Hör nicht auf sie«, fährt Maria fort. »Sie versteht nichts vom Leben, und das wird sich auch nicht ändern. Sie wird unantastbar bleiben wie ein Stück Marmor.«

Die Jungfrösche erwachen zum Leben, der Alte hält sich noch zurück.

»Es ist aus mit Nikos, weißt du. Stefanos und Eleni gehören jetzt zu unserer Gruppe. Eleni fand Nikos interessanter und ich Stefanos. Also haben wir getauscht, sozusagen.«

Als ich nichts erwidere, meint sie: »Was? Spielst du jetzt auch den Moralapostel wie Infanta?«

»Darum geht's nicht, Maria ...«

Es fühlt sich an, als würden die Bäume umstürzen und mich unter sich begraben, meine Beine sind bleischwer, der Mond wirkt wie eine billige Fälschung. Stefanos, Maria, Eleni, Nikos ... Wenn das so ist ... Ich stelle mir etwas ganz anderes darunter vor ...

»Warum schenkst du Marios nicht mehr Beachtung?«, frage ich sie. »Er mag dich. Wenn er herkommt, hat er nur Augen für dich, und wenn ich ihn auf der Straße treffe, fragt er jedes Mal nach dir.«

»Pff, er ist albern und spindeldürr. Was für ein Langweiler!« Sie wälzt sich im Gras hin und her: »Er ist ganz verrückt nach mir, ich weiß.«

Stille.

»Unter uns gesagt, Katerina, Nikos und Stefanos sind auch albern, aber ein netter Zeitvertreib.«

Ich bin anders als Maria. Ich würde nie zulassen, dass mich ein Junge nur so zum Zeitvertreib anfasst. Vielleicht finde ich irgendwann einen, der mit mir die blühenden Margeriten auf der Wiese betrachtet oder mir im Herbst auf noch feuchten Blättern die ersten Früchte des Erdbeerbaums bringt. Vielleicht breche ich auch ganz allein zu einer Weltreise auf.

»Ich verstehe gar nicht, was Infanta und Tante Tereza die ganze Zeit miteinander zu flüstern haben«, sagt Maria unvermutet. »Wieso rennt sie zu ihr nach oben, wenn man hier so bequem im Gras sitzen kann? Was habe ich schon gesagt? Ich hab doch nur die Stierkämpfe erwähnt. Infanta! Infanta!«, ruft sie mit Blick auf das Haus und Tante Terezas Zimmer. »Komm doch wieder runter, Infanta!«

Tante Terezas Zimmer liegt etwas abseits im oberen Stockwerk. Sie nennt es »Atelier« und möchte, dass auch wir es so nennen. Es stehen nur ein paar Möbel darin, eine Staffelei, auf dem kleinen Tisch ihre Palette und in der rechten Ecke teils fertige, teils unvollendete Bilder.

Am interessantesten – ja, sogar interessanter als ihre Bilder – finde ich ihre Palette mit den blau, orange, gelb, rot und grün schimmernden Farbtupfern. Als ich noch klein war, ist mir damit ein kleines Malheur passiert. Verführt vom Zauber der Farben, dachte ich, wenn ich sie vermischte, würde etwas Außergewöhnliches, noch nie

Dagewesenes entstehen. Ich drückte den Inhalt aller Tuben auf die Palette, fasste mit beiden Händen hinein und rührte um. Überrascht hielt ich inne: Vor mir lag eine bräunliche Masse, die ganz anders aussah als erwartet. Zu allem Überfluss wurde ich auch noch ausgeschimpft. Heute weiß ich, dass nicht alle Farben zueinander passen. Tante Tereza hat es mir beigebracht: »Um Violett zu bekommen, musst du Rot und Blau mischen, und Blau und Gelb, wenn du Grün haben willst.«

Tante Terezas Werke gleichen Abziehbildern der Wirklichkeit. Sie malt, was sie vor sich sieht, und zwar ganz getreu. Ihr entgeht kein Blättchen, kein Grashalm und keine einzige ferne Wolke. Nur dass sie die ferne Wolke ganz nah malt, und das verdirbt alles. Das Porträt allerdings, das sie von Infanta gemalt hat, gefällt mir gut. Infanta sei so schön wie die Venus von Botticelli, meint Tante Tereza, eine keusche Venus. Von uns dreien ist sie zweifellos die Hübscheste. Nur dass Marias Körper üppiger, aber trotzdem biegsam ist und meine Augen heller leuchten.

Tante Tereza malt Landschaften, Porträts und Stilleben. Eines ihrer Lieblingssujets sind Bäume, die sie sowohl auf unserem Gut als auch im Wald findet. Obwohl sie ihre Form und Farbe haargenau abbildet, stehen sie auf der Leinwand zusammenhanglos nebeneinander, jeder einzelne ganz für sich, wie in seiner eigenen Landschaft, selbst wenn das Ensemble geschickt komponiert ist. Auf ihren Stilleben malt sie am liebsten Obst, vor allem Aprikosen und

aufgeschnittene Honigmelonen. »Die sehen so echt aus, zum Anbeißen!«, sagt sie mit einem kleinen Auflachen. Mir gefallen sie nicht. Ich mag keine Stilleben und schon gar keine mit Obst. An Früchten erfreut man sich, indem man sie berührt, beschnuppert und kostet.

Infanta verbringt Stunden in Tante Terezas Atelier. Ihr gefielen, so meinte sie, der Ausblick von dort oben und die Stille, im Gegensatz zur Stimmung im Erdgeschoss mit Mutters Krittelei, Opas Murren, meinem Geschrei und Marias Gelächter. Aber diese Stille ist unnatürlich und manchmal sogar furchterregend, bringt einem Albträume in Erinnerung, in denen man Schmerzen leidet, verfolgt wird, die Erde sich öffnet, um einen zu verschlingen, man etwas sagen will, aber keinen Ton herausbringt und einem der Schrei »Hilfe! Hilfe!« im Hals stecken bleibt.

Trotzdem ist Tante Tereza ein liebenswerter Mensch, aber auch ein Angsthase. Sie zuckt beim leisesten Geräusch zusammen, und ihre Unterlippe beginnt zu zittern, sobald nur der Wind ein bisschen stärker pfeift.

»Es kommt jemand«, wispert sie.

Für sie verkörpert dieser Jemand das Böse.

»Stimmt, ich habe auch etwas gehört«, erwidere ich - zum einen, um sie in ihrer Angst zu bestärken, zum anderen, weil für mich dieser Jemand das große Unbekannte ist, das mich erwartet.

»Den Schrecken von damals hat sie nie überwunden«, meinte Rodia eines Abends und erzählte mir die ganze Geschichte.

Dabei rösteten wir Kartoffeln vor dem Kamin. Nur so kann ich Rodia für mich allein haben und sie zum Reden bringen. Denn ich will einfach alles wissen. Ich bin nicht so teilnahmslos wie Infanta.

»Deine Tante Tereza war noch ganz jung, als das Unglück passierte«, begann Rodia. »Sie war im selben Alter wie Infanta jetzt, und sie war ihr auch recht ähnlich. Deine Mutter, dein Vater, Tante Tereza und ihr Verlobter, ein groß gewachsener junger Mann mit glänzendem Haar und fleischigen Lippen, haben zusammen einen Ausflug unternommen.«

»Und wo war ich?«

»Du warst damals noch nicht auf der Welt. Frau Anna war mit Maria im dritten oder vierten Monat schwanger. Nachdem sie ein Picknick gemacht hatten, ruhten sich deine Eltern unter den Kiefern aus, und Tante Tereza ging mit ihrem Verlobten spazieren. Unterwegs machten sie in einer Höhle Rast. Dort muss es den jungen Mann überkommen haben und ... wie soll ich es ausdrücken ...«

»Sag schon, Rodia.«

»Nun, er machte deine Tante Tereza gegen ihren Willen zur Frau. Er hat ihr Zwang angetan.«

»Oh ...«

Ich sehe sie in jenem Augenblick vor mir. Draußen sirrt die Hitze, die Bäume stehen reglos, das Harz trieft von den Stämmen, die Steine glühen, die Insekten sind verstummt. In der kühlen Höhle, muffig und feucht, hängen die Tropfen von den Felsen. Wie lang kann sich ein Tropfen in der

Schwebe halten, ohne zu fallen? Und Tante Tereza ist außerstande, sich hinzugeben. Ein Schauer lief mir über den Rücken.

»Aber, Rodia, wenn eine Frau einen Mann liebt, gibt sie sich ihm dann nicht hin?«

»Nicht, bevor sie verheiratet ist, mein Kind! Das ist Sünde. Dazu noch die Art und Weise, wie es passiert ist. Tante Tereza wollte es nicht. Warum hat er keine Rücksicht genommen? Danach war sie wie von Sinnen, eine ganze Weile lang. Kein Wort wollte sie mehr von ihm hören. Seit damals erträgt sie keinen Mann mehr in ihrer Nähe.«

Jetzt verstehe ich, warum Tante Terezas Stimme zittert, wenn sie sagt: »Da kommt jemand.« Warum die Bäume, die sie auf die Leinwand zeichnet, zusammenhanglos nebeneinanderstehen, als gehörten sie nicht zur selben Landschaft, und auch, warum sie Früchte weder fühlen noch riechen oder schmecken kann.

Trotzdem malt sie viel in der letzten Zeit. Sie steht am Fenster, ihr Blick schweift über das Gut bis hin zum Wald, wo niedrige, bis zur Erde niedergebückte Kiefern stehen, die aus gelichteten Kronen dürre Zweige in den Himmel strecken, umkränzt von fahlem Mittagsdunst.

»Das wird ein Panorama«, sagt sie.

Sie kneift ein Auge zusammen und tritt einen Schritt von der Palette zurück, um es zu betrachten.

»Ein Panorama«, wiederholt Infanta.

Infanta macht beim Sticken niemals einen Buckel, sondern hält Rücken und Becken immer ganz gerade.